

Ballade von der kleinen Hoffart

(1530—1536)

Von Robert Walter

Illustriert von Rubey



Der Handel verdedt ihm um Sammet und Luch.
Er wollte ein Herrtum umfangen,
Ihn zog der Regenten seiner Geruch.
Die Krone mußt er erlangen.

Da lärmten Märkte und Gassen breit,
Daß ihm keine die Weisheit mäße.
Aufzuge Hamburgs goldene Zeit,
Wenn er endlich im Räte säße.

Er wunde dem Ehebaren Räte led,
Dazu sein wütig Wesen.
Sie taten ihn an die Herrlichkeit,
So er möchte von sich genesen.



Er schacherte sich mit teuerm Gold
Die billige Meinung der Menge.
Doch stand über Kaufgeld und Werbesold
Ein Ehebarrer Rat gestrenge.

Liegt einer Injel einsamer Ettead
— Neumer! Sie wollten ihn lohnen.
Er ward ins Nordermeer verbannet,
Dort mochte er herrschen und thronen.

Und spreizte sich Bernd wie ein Pfauensterg
mit Kettschen, Gellinter, Gschmüre,
sie schauten ihn durch die Pracht ins Herz
und ließen ihn vor der Läre.

Wie hocht er der bunten Welt weitab!
Die Nebel brauten am Larne.
Wie froch er wrad auf seinem Grab!
Die Nacht umheult ihn im Sturme.

Das glühte hochhin und blinkte fern
und war ihm nahe zum Greifen.
Bernd Beselt sah einen lustigen Stern
über Hamburgs Läre sie schweifsen.

Da hab denn das andre Lidlein an
mit Höhnen und Hegen und Schmäßen,
Er stöberte, stachelte Mann um Mann,
als galts, Aufruhe zu säen,

Fünf Vaueren, acht Fischer sind untertan,
drei Knechte behielt er von vieren.
Die alte Köttsch mit bleckendem Jahn,
die konnt er nicht regieren.

Da rühnte die Mär so wunderhaft,
wie riesig sein Reichthum wäde,
gewonnen aus flandrischer Handelschaft,
und peunkig gleich seiner Ehe.

und warb bedrohlich um Anterlehn
zu Trittau und Rißebüttel —
sie wäuden nach seinen Pfiff sich drehn,
käm er erst mit Peisfisch und Knüttel.

Wie gellen die Möwen durch Sonne und Bö!
Vor den Möwen konnt er nicht prunken.
Wie rollten die ewigen Wasser der See!
Er war versunken, ertrunken.





Er wächtert am Deiche, Nacht über Nacht.
Es graulte in Düster und Wogen.
„Da bist du mit Herrentum, Stern und Pracht,
Bernd Beseke, kläglich betrogen.“

Du Scherbenkönig, du hast dich geäfft,
du Strandvogt vom blakenden Feuer,
vertan ist das fette Handelsgeschäft,
verläppert, was münzig und teuer.

Du strebstest der Menge nach Herz und Sinn,
du standst bei der Menge in Huden.
Dein Stern ist vererschlagen, die Krone dahin.
Dich fressen Nöte und Schulden.

Sie reißen die Riemen. Sie lärmen an Bord.
Sie schlagen aus mörderischem Mute.
Herz Bernd sieht hin auf Tod und Mord,
Ihn tiefen die Hände vom Blute.

Mit tiefenden Häuften kippt und sackt
er die Toten höllisch hinunter.
Mit tiefenden Häuften wühlt und packt
er in Land und Gold und Geplunder.

Und als er die Beute geborgen hat,
das Blut schwälzt den Blick ihm trüber,
da waren die Knechte in Angst aufa Watt
und flüchteten landhümber.

Er schluchzt der Menge zum drängelnden Geß:
Sie blieben ihm alle gebürgert,
wie er kein schlechter Keel gewest,
nur die Hofpart hält ihn gezwürgert!

In Tränen blind der Weg sich dehnt
— o daß er ihn rückwärts kehret!
Der Hannes von Bugtshude lehnt
am Grasbrock auf dem Schwerte.

Der reichet ihm den Weinkrug schön gewürgt
zum Trank für Troß und Teufe.
Der lustige Stern ist hingestürgt,
die Krone rollt im Schmuße.



Zu Hamburg im Ehrbaren Rat verdröhnt
über dich ein schütternd Gelächter.“
Bernd Beseke antt starrovid und stöhnt.
Er scheidt aus den Turm den Wächter.

Er stößt die Knechte vom Schlaf. Geschwind!
Ihr Teufel, solange es nachtet!
Ein Erser von Etade lag wartend vorm Wind,
der war wohl freit befrachtet.

Ein Stöcklein klagt mit kaltem Mund
das Lid vom Leiden und Laffen.
In sternegrauer Morgenstund
jammet es durch die Gassen.

Der stolze Sinn wankt todesbang.
Das Herrentum taumelt am Stricke.
Bernd Beseke stauchelt den grauen Gang
mit kahlgehornem Genide.

Nur die Menge betet und litaneit
und weint mit Bernd im Chore.
Hier Gänste reißen ihn weg vom Led,
und er scheidt vor dem düstern Tore.

Der Meister Hans von Bugtshud
hat ihn ingrimmig gemestet.
Mit höllischem Schlag besorgt er ihn gut.
Und die Menge klatschte begeistert.





Die Brücke

Toni Stadler †

Jakob Baringer:

... MIT DEN WÖLFEN HEULEN ... IST NICHT DAS SCHLIMMSTE

Ein polnischer Dorfmusikant, der bei einer Hochzeit aufgespielt hatte, wurde auf dem Heimweg von einem Wolf angekläfft. Der Künstler, der wusste, daß es für ihn kein Entkommen gab, ließ die Besäße herankommen und griff zu seiner Fiedel. Und siehe — es gelang ihm, sich den Wolf durch sein Spiel so lange vom Leibe zu halten, bis er die schützende Nähe seiner Heimat erreichte.

Was hatte nun das hungrige Tier bezogen, seine sichere Beute aufzugeben? War es gerührt oder erschreckt über die Töne?

Jedenfalls ließ der Wolf durch die Musik, trotzdem seine leeren Eingeweide ihn mit nagendem Schmerz erfüllen, von seinem Opfer ab.

Ungefähr zur selben Zeit, als sich in Polen dieses rührende Begebnis ereignete, trat sich in Wien der Fall des arbeitslosen Christian Mutzauer zu.

Er war ein stellenloser Baritonist. Schlechter Geschäftsgang bewegte den Inhaber des Etablissements, in dem der Christian den Leuten aufspielte, ihn zu entlassen. Vor der Erfindung des Radios hätte er bestimmt schnell wieder eine Stelle in einem Kino usw. gefunden. Aber so hatte der Stellenmarkt nicht die geringste Nachfrage. Er teilte das Schicksal von Tausenden kleinen Musikanten und blieb eben eine Ewig-

keit ohne Engagement. Es ist überflüssig, diese zahllosen Versuche zu erzählen, die er anstrebte, um dem Los zu entkommen, das er dann annehmen mußte und wodurch sein Name öfters dann in den Polizeiprotokollen erschien.

Er fand Unterkunft bei einer Kapelle, die in den Gassen, und ständig auf der Flucht vor der Polizei, für mehr oder weniger und gern gegebene elende Groschen den Leuten ein mehr oder weniger wohl aufgenommenes Vergnügen zu bereiten versuchte.

Christian Mutzauer spielte das Saxophon, er legte seine ganze Kunst hinein, es innig und menschlich-nehmützig schluchzen zu machen, wenn „Hag nicht, warum ich gehe...“ oder „Noch wie im Traum kommt's mir vor...“ gespielt wurde.

Allerdings merkte er schon damals, daß es unjählich schwer ist, der Menschen steinernes Herz zu rühren und ganz besonders schwierig, nicht nur ihr Herz, sondern auch ihre Börzen sich öffnen zu machen.

Er sollte aber Gelegenheit bekommen, noch mehr nachzudenken. Eines Tages wurde das Orchester von der Polizei geschnappt, seine Mitglieder für mehrere Tage eingesperrt und die Bechlagnahme ihrer Instrumente angesprochen.

Jugendwie gelang es dem Christian, nachdem er seine Strafe abge-
büßt, sich auf das Neue ein Instrument zu verschaffen, und er zog nun
auf eigene Rechnung und Regie durch die Gassen. Die Polizei erwischte
ihn zwar diesmal nicht so schnell, dafür kam über ihn ein anderes Un-
glück. Er aber zog sich kein Spiel auf den kalten, windigen Gassen
eine böse Halsentzündung zu, kam ins Spital, wurde operiert und
schließlich entlassen. Als er in seine elende, nordliche Kammer zurück-
kehrte, fand es sich, daß die Vermieterin, selber ein armer Teufel, in
der Angst um die rüchfällige Miete, seine Abwesenheit benützte, um
das Corgophon, sein einziges Hab und Gut zu verklopfen und sich so
schadlos zu halten. Als es ihm schließlich gelang, der Frau klar zu
machen, welches entsetzliche Unglück sie angerichtet, konnte Christian vom
Glück reden, daß sie halb und halb ihre Schuld bezeugend, ihm ge-
stattete, für einige Zeit noch umsonst in der elenden Bude wohnen zu
bleiben.

Christian Murauer ging nun, eben erst operiert, in die Häuser singen.
Die Beobachtungen, die er bereits früher über die Roberei der menschen-
lichen Herzen gemacht hatte, vervollständigten sich jetzt tausendmal
schlimmer. Er wurde oft genug von den netten Hausbesorgern umsonst
an die Luft befördert und als ihm dies an einem Vormittag das
viertelste Mal passiert war, verlor er die Lust ein für allemal, noch
weiteres solche Beobachtungen anzustellen.

Er ging nach Hause, schrieb auf einen Zettel, „Die Menschen sind

schlimmer wie die Tiere und das Leben ist zu häßlich...“ und da seine
Vermieterin gerade abwesend, marbete er sich diese günstige Gelegenheit
zunutze, und drehte den Gashahn auf. —

Der Fall des polnischen Dorfmusikanten und der Fall des arbeits-
losen Barockmusikanten Christian Murauer ereignete sich zur selben Zeit. Sie
haben dann noch gemeinsam, daß ihre Helden das gleiche Vertrauen in
den Jambore der Musik setzten, Drohendes abzuwenden, damit aber endet
auch die Gemeinsamkeit der beiden Fälle und der Unterschied zwischen
ihnen, mit verschiedenen Ausgang, springt nun in die Augen.

Der polnische Dorfmusikant hatte nur einen Wolf, eine blutgierige,
hungrige Bestie, gegen sich — Christian Murauer, diese schöne herrliche
Welt und ihre edle Menschheit. So konnte es selbstverständlich gar
nicht anders enden, als es endete. Den Wolf vermodeten die Löne einer
Geige in die Flucht zu jagen, jedenfalls veranlaßten sie ihn, sogar seinen
viehischen Hunger nicht zu stillen — die Polizei jedoch wurde von den
Lönen des Corgophons bloß angelockt.

Nützlich versehen, ist in dieser Zeit der hungrigste Wolf eine harmlose
Erscheinung gegenüber den Menschen dieser Welt, in der der Mensch
des Menschen Wolf ist. — Und die Musik kann, wie man sieht, wohl
einen vor dem Aufgefressenwerden retten, es ist aber keine Garantie
dafür, daß die Christian Murauer nicht verhungern, oder bevor es
endlich so weit ist, den Gashahn aufdrehen.

Hannes

Von Julius Zerfas

Die Vorfahren von Hannes Tramm lösten
auf den rauhen Randhöhen des Lützel-Seen.
Dort gab es nur Bauern. Das Tal und die
kleine Stadt lockten allenfalls an Jahrmärkte-
tagen. Da stiegen sie herab, um ihre Erträge-
nisse, vielleicht auch ein Stück Vieh zu ver-
kaufen. Wenn sie dann heimwärts wanderten
und von der letzten Wegbiegung ins Tal
schaute, jammerten sie über die Pfennige, die
ihnen die Stadt abgenommen. Selbst die
weisen Bräutigam, die sie als Mitbringsel für
die Kinder gekauft hatten, freuten sie nicht
mehr. Sie mußten ja das, was der steinige

Boden nach mühsamer Arbeit hergab, sota-
fältig zusammenhalten, denn Jahre um Jahre
kam ein Kind und wenn auch nicht jedes an
Leben blieb, so waren doch in den meisten
Familien ein Duzend hungrige Mägen zu
füllen.

Immer schon gaben die Höhen ihre über-
schüssigen Menschen ins Tal ab. Einst in
allerlei Dienste und Gewerbe. Dann kam der
Bahnbau. Die jungen Männer, die Geld ver-
dienen wollten, nahmen Püdel und Schaufel
und hatten Arbeit, bis der erste Zug durchs

Tal piff. An der Eisenbahn siedelten sich
Fabriken an und nahmen die Männer auf,
die auf dem ertlerischen Bauerngut nicht er-
nährt werden konnten.

Auch Hannes kam zum Bahnbau und blieb
im Tal. Er trug bei der Arbeit noch das
rauhe, blau gefärbte Gewand, das aus der
Spindel und dem Weßfußel des Vaters
stammte. In dem Gewebe seiner Ärmel-
henden spürte er noch den Duft von Lavendel
und Rosmarin, den zu Hause die Luchtrübe
der weisstgüchsten niederen Bauernstube aus-
strömte.



Am Starnberger See

Adolf Jutz-München

Hannes war ein kräftiger, stattlicher Mann mit einem mächtigen Schnurrbart unter der etwas starken Nase und er mußte der Katrin auffallen, wenn sie auf ihrer Dorfstraße den wehenden Bahndamm überquerte. Sie war jenseits des Flusses geboren und als das zehnte Kind eines kleinen Bauern schon seit ihrem vierzehnten Lebensjahre als Magd verdingt.

Katrin und Hannes legten ihre kargen Ersparnisse zusammen und bauten sich ein kleines Haus am Rande des Siddichens, wo es sich in Acker und Wiesen verliert. Um das Haus entstand ein schöner Obst- und Gemüsegarten; ein Teil des hochliegenden Kellers diente als Stall. Sie stellten ein paar Fiegen hinein und näherten sie von dem Freigang, das die Katrin an den Feld- und Waldrändern mähte.

Acht Kinder hatten Katrin und Hannes; drei davon starben weg. Aber auch die fünf waren noch wachsende Corgen und Katrin schaffte emsig in Garten, Wiese und Stall, damit Milch, Kartoffeln und Gemüse auf den Tisch kamen.

Hannes ging jetzt in die Fabrik, denn er brauchte häßigen Verdienst. Er starb auch das Dach war, unter dem sie wohnten, so waren sie doch bedückt von der Last, die sie abtragen mußten, wollten sie einmal unbestritten Here ihres kleinen Besitzes sein.

Hannes war ein fleißiger und geschickter Arbeiter, aber auch ein eigenwilliger Mensch, der gerne nach seinem Sinne schaffen wollte. Er konnte aufkaufen, wenn der Aufseher sich hinter ihn stellte oder ihn sonst beobachtete, denn er war der Mann, der seine Arbeit aus Pflichtgefühl gewissenhaft tat, auch wenn ihn das ewige Einerlei der Beschäftigung in den grauen vier Wänden oft verdross.

Die Fabrik war ihm Enge und Zwang. Er hasste die hohen Mauern, den brisanten Geruch der Chemikalien, die zur Lederverarbeitung nötig waren, und der Lärm der Maschinen stand im Widerspalt zum Rhythmus seines Blutes. Freier fühlte er sich erst, wenn er am Feierabend mit der Sense hinausgehen und auf einem gepflügten Acker die dortige Heugras zusammennehmen konnte. Begegnete er da auf seinen Wegen Bauernfuhrwerken, die von der Feldarbeit heimkamen, so dachte er an seine Kinder, erinnerte sich, daß er mit dem Kuhgepöhl neben dem Vater auf die Acker gefahren war und daß er sich damals sein Leben nur als Bauer denken konnte.

Bei derber Bauernkost, von Mangel nicht bedroht, lebte Hannes mit seiner Familie, sparte jeden Groschen, den er irgendwie erwängen konnte und trug seine Wohnkosten unangefochten nach Hause. Seine Katrin teilte das Geld sorgfältig ein und kaufte nichts, was sie nicht gleich bezahlen konnte. Am Sonntag Nachmittags saßen sie im Garten oder spazierten mit den Kindern über Land. Kehreten sie im Dorfviertelhaus zu kurzer Rast ein, so suchte Hannes Gespräch mit den Bauern und die bedächtigen Reden gingen um das Stück Eder, das ihnen der Himmel umsäunte. Da war der Hannes abgeräumt als feinst.

Wohl war die Arbeit viel und schwer, aber Hannes und Katrin schafften, die Schulden



Ernst Liebermann
am 22. 1. 33
München

Das Kind

Ernst Liebermann-München

wurden weniger, die Kinder größer und mußten mit zugreifen.

Eines Tages fühlte Hannes eine moagere Kuh vom Markte heim, die unter der Abhat der Katrin bald runder wurde und reichlich Milch gab. In der Kuh gehörte mehr Futter. Hannes kaufte ein Stück Beegewiese und bepflanzen sie mit Obstbäumen. Er sagte: Bäume pflanzen tut so net, wie Häuser bauen! Jam Futterholen ersand er billig einen Bauernwagen, den er einspännig fuhr. Für das Doppelgepöhl war aber nicht nur der Wagen, sondern auch der Stall ausgebaut.

Noch aber mußte der Hannes Tramm in die Fabrik gehen.

Wie der Baum seine Jahresringe bildet, so wuchs aus dem Keen des kleinen Hauses allmählich ein kleines Gütleranwesen mit Eheune und Stall. Hannes kaufte da und dort ein Stück Feld. Es gehörte die schier unerschöpfliche Kraft und Zähigkeit eines Hundstücker her und der hingebungsbedeute Ghaube einer Frau, die Arbeit zu bewältigen, die Jahr für Jahr dem Willen zum Vormärtskommen neue Prüfungen vorlegte.

Nach wenigen Stunden Schlaf stand der Mann im Sommer auf, schlich sich auf den Strümpfen hinaus, um Frau und Kinder nicht aufzuwecken, ging mit der Hacke auf den Kartoffelacker oder trug Futter von der Hangwiese herunter. Wenn andere, den Arbeitsabend feierend, vor den Häusern ihre Pfeife rauchten und sich besiedigt sonnten, war Hannes noch draußen und ging erst zum Sonnenuntergang heim. Was die Arbeit an ihm zehrte, schien der Boden ihm zurückzugeben.

Die Bäume in seinem Garten warteten schon Schatten, er suchte ihn nicht. Die Schulden seiner Katrin sentten sich fachte, er hob sie lachend zu sich empor. Die Söhne standen es an Wachstum den Bäumen gleich; er fühlte jeden einen empor zu sich und sagte ihnen, erst im Sturme bewährte sich ein gutes Holz. Eigentlich lud ihn des Lebens Erste schon zur Verhaulichkeit, aber er straffte sich und es gab keine Arbeit, bei der er an Ausdauer nicht jedem Jungen Schritt gehalten hätte. Pflug und Enge schaffte er noch an und machte so seine bäuerliche Nützung vollständig. Im Winter benötigte er freie Stunden dazu, in

Haus und Stall nach dem Rechten zu sehen und nützigen Besatz aufzunehmen zu lassen.

Das Frühjahr sah ihn wieder ackern und säen.

Katrin folgte ihm mit banger Besorgung. Er war werthlos, wie stets, und sprach wenig über seine Vorhaben. Sie mußte ausbarren wie die Ähre im Winde. Nach und nach drohte ihre Kraft zu versagen. Wenn sie manchmal vom Uebermaß der Arbeit zu Boden gedrückt, Knechtge ansah, half ihr sein starker Arm wieder auf.

Die Sonne leuchtete einen ährenschwernen Sommer. Katrin ging in sengender Glut durchs Getreide und jätete Disteln aus. Sie schaute ab und zu auf und wuschte sich den

prelenden Schweiß von der Stirne. Müde war sie von der Hitze und vom Bücken; müde auch ihre Seele vom Hoffen und Horren. Wider und wider, mitunter durch Rückschläge oder unerwartete Nebenwirkungen aufgehalten, hatte er sie vertroestet auf ein weiteres Jahr. Ihr Inneres lehnte sich oft auf gegen seine Härte, die auch Härte gegen sich selbst war. Wenn er aber wieder mit seiner unerschöpflichen Willenskraft vorausging, sprang seine Energie auch auf ihre Nachlassen über.

Da stand er plötzlich im Arbeitskittel, wie er ihn am Morgen in die Fabrik angezogen hatte, vor ihr, über der Schulter die Sense. Katrin blickte erschaut auf. Da sagte er

lächelnd: „Ein tüchtiger Bauer spricht um Arbeit vor!“

Ihr Gesicht erhellte sich. Sie rauhste augenblicklich, was gesehen war und sagte: „Bei nahe hätte ichs nimmer geglaubt!“

Sie drang nicht weiter in ihn. Wie das so schnell gekommen war, er sagte es ihr sicher noch. Sie deutete auf die Sense und sagte frohlich: „Woll sehen, was du kannst!“

Da lachte Hannes herzhaft, wandte sich um, ging zur Ackergrenge, warf seinen Kettel fort und holte weit zum Schnitt aus. Breitbeinig schob er den kräftigen Körper von Mahd zu Mahd und kam der Stelle, an der Katrin arbeitete, wieder näher.

Komm, sagte sie, du bist also jetzt mein Knecht und heißt Hannes! Sie machten am Ovasrain Kaffee und tranken kalten schwarzen Kaffee, aßen etwas Brot dazu. Das Sonnenlicht stand schräg auf ihren gesudeten Gesichtern, die braun waren, wie das hochgeröstete Korn.

Jeden Tag stieg Hannes, seiner Frau die leichtere Hausarbeit überlassend, auf die Felder am Berg. Manchmal schaute er, verschauwend, hinab. Unten sah er sein Häuschen welloren in die Flur, die Stadt, die Fabrik mit den kahlen, nackten Mauern, den vielen Fenstern, die nie leuchteten, dem Tor. Seine Blicke wanderten wieder zu seinem beschiedenen Aemseln zurück. Es war klein, verschwindend klein in dem Ganzen. Aber er wußte, da war seine Katrin im Garten oder in der Küche. Da gehörte die Bäume, die Kühe, die Hühner, ein Schwein, Heu in der Scheune.

Das gehörte dem Hannes Traumm und seiner Katrin. Ein winziges Fleckchen, aber groß genug, sich darauf geborgen zu fühlen.

Dichter mit Weltschmerz

Die Dichter mit dem Tränensack und Weltschmerz im Wappen, sind mir ein widerwärtig Pack, und wahre Jammerlappen. Sie seufzen „Ach“ und klagen „O“ in ihren Winselreimen. Sie fühlen sich von Herzen froh so richtig auszuschleimen. Sie weinen, wenn die Sonn erwacht, und wenn die Sterne scheinen. Sie weinen früh bis in die Nacht. Sie weinen — weinen — weinen. Glaubt man, nun ist das Tränenloch verstiegt, — so wills nur scheinen. O nein, sie finden noch und noch etwas uns vorzuweinen. Liest man zu Ende solch Gedicht, seufzt man, statt der Erbauung: Da stimmt doch irgendetwas nicht. Vielleicht ist die Verdauung. Ihr Dichter mit dem Weltschmerz, welch trauriges Gemüse. Ihr habt statt Menschenblut und -herz nichts als die Tränenrüse. —

Fred Endrikat



Paradiesvogel

v. Benthelm



Bergwinter

Paul Bürck

BILD 318, SERIE XII

VON H. M. PETERSEN

Herr Müller wird von seinem kleinen Sohn an der Keesdortüre in Empfang genommen: „Pappi, hast du mir wieder welche mitgebracht?“ Er gibt dem Kleinen einen Klaps auf den blonden Kopf: „Nun laß mich doch erst mal richtig rein!“ Dann hängt er Hut und Mantel an den Garderobeständer und folgt dem Sohn ins Zimmer. „Hier, heute ist es eine ganze Menge, aber sammelst du die auch?“ — „Au fein, Pappi, das sind ja welche von den Guten, die kriegt man schwer, weißt du, das ist eine teure Sorte, weniger gewacht. Mensch, wach dich da der Meier in der Schule gufien, der hat erst 27 und ich nun schon, waerte mal, 34, 35, 36, 37, 38 Stück, Pappi!“

„Na, laß doch mal sehen, was du da alles hast.“ Müller senior beugt sich gönnerhaft zu seinem Erpföling herab, der nun voll Eifer und Stolz auf die väterliche Anteilnahme seine Schätze anschiepelt. Frau Müller aber wirft einen zufriedenen Blick auf die Gruppe: das ist nett, daß sich die Eduard etwas mit dem Jungen beschäftigt, jetzt merkt er nicht, daß das Abendbrot noch ein Viertelstündchen auf sich warten läßt.

„Also siehst du“, erklärt Hans wachsig, „das sind die von der ‚Tragödie‘, die raucht der Milchmann und der Bertie ihre Verehrer. „Echtfalsalmächte“ heißt die Sammlung!“ Beide beugen die Köpfe über die bunten Kärtchen und besichtigen, der eine etwas skeptisch, der andere hingetiffen, die phantastische Serie.

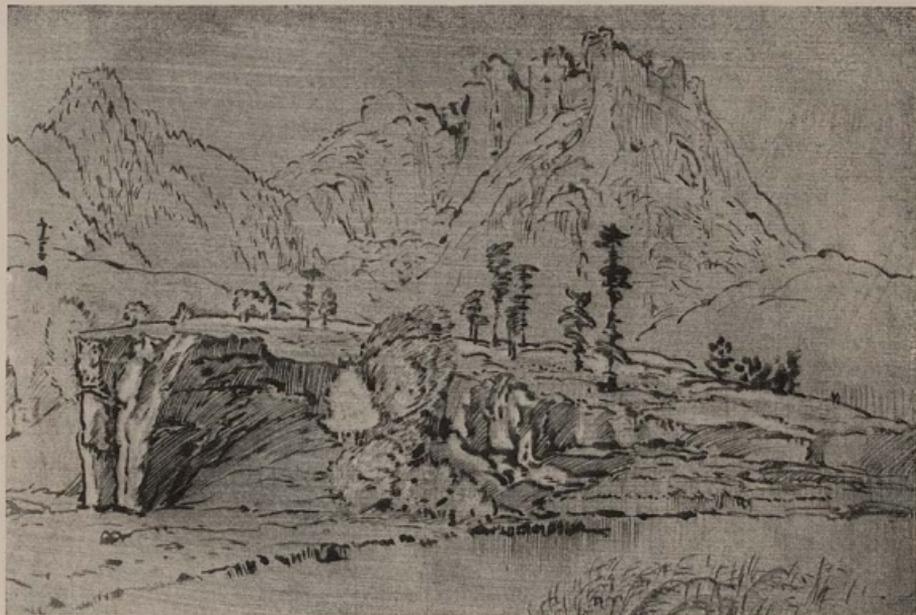
„Aber jetzt, Pappi, jetzt kommt was ganz Großes: Die Luftflotte der ganzen Welt Dreieindrittel Pfennig, da hab ich noch längst nicht alle. Hier Amerika, von Serie I fehlen schon dreißigzwanzig, von Serie V nur drei, aber von den andern finds erst ganz wenig.“ Jetzt schauen zwei Augenpaare gleich interessiert: „Ja, doch mal her, Hans, das kann doch nicht stimmen, da gehört doch ein Doppeldecker her!“ Müller hat sich des Großes bemächtigt: „Na siehst du, du mußt da bessere Ordnung halten.“ Träumstierend hält er das gefüllte Blättchen hoch: „Dacht' ich mir doch, natürlich ein Doppeldecker!“

Frau Müller muß zweimal rufen, denn endlich hören die beiden und kommen zu Tisch. Und Herr Müller überlegt bei sich, daß die neue Beschäftigung seines Sohnes einen außer-

ordentlich erzieherischen Weert hat und daß er von nun an wirklich häufiger die Kollegen im Büro um Bildchen bitten wird.

Herr Müller ist ein beliebter Mann. Wenn er morgens ins Büro geht, dann grüßt er alle Nachbarn freundlich, den Milchmann, den Genußhändler an der Ecke, und beim Zigarettenhändler wird sogar, wenn die Zeit es erlaubt, während er die Spitze der Morgenzigarette abschneidet, ein kleines Schwätzchen über die neuesten Ereignisse gehalten. Auch im Büro sagen die Kollegen alle: Der Müller, das ist ein netter Kerl. Und jeder ist gern bereit, für den netten Müller die Zigarettenbildchen aufzubehalten. Er sammelt sie doch für seinen Jungen, den kleinen Hans, einfach während, diese Vaterliebe!

Heute hat er im Büro erzählt, er wird seinem Kleinen zum Geburtstags die zum Aufbehalten der Bildchen bestimmten Alben von den verschiedenen Firmen kommen lassen. Der Junge freut sich doch so und dabei gewöhnt er sich gleich daran, Ordnung zu halten.



Heroische Landschaft

A. Vollmar-Ulm

„Hans“, sagt der Vater eines Tages zu seinem Sohn, „ich habe hier die Schublade meines Schreibstischs freigemacht, dahinein legen wir jetzt die Cecien, sonst könnten sie noch verschlammpt werden. Ordnung muß sein. So, ich schliesse ab, abends, wenn ich komme, können wir sie dann zusammen sortieren und besehen.“

Hans ist stolz, auf diese Weise Mitbewerber des väterlichen Schreibstischs zu werden, und so verheimlicht er es rasch, daß jetzt die Besichtigung seiner Schätze nur noch unter Aufsicht vor sich gehen kann.

Frau Müller ist in letzter Zeit etwas verstimmt. So ist ja sehr nett, daß ihr Edward jetzt jeden Abend mit dem Jungen zusammen sitzt, aber einmal hätte er doch auch mit ihr ins Kino gehen können. Und wenn der Hans im Bett ist, muß ihr Mann denn da jeden Abend in seinem Schreibstisch „Ordnung machen“, wie er das nennt?

Herr Müller war eingefleischter Zigarettenraucher. „Aber“, so sagt er eines Morgens zu seinen Händen, „man muß mal abgewöhnen. Geben Sie mir doch mal fünfundzwanzig Stück Zigaretten von der Coete mit der Kringsmarie, wie heißt sie doch gleich? — „Ach ja, Zif“, antwortet der sachverständige, „fünf- undzwanzig Stück eine Mark.“ Müller stellt zwar fest, daß ihn das Rauchen nun etwas teurer zu stehen kommt, aber man kann das

an etwas anderen einsparen, er wird sich keine neue Kratwatte kaufen.

Herr Müller ist, wie gesagt, ein beliebter Mann. Aber leider hat er in letzter Zeit etwas in der Arbeit nachgelassen. Der Kollege Schulze nimmt mit bejagtem Blick ab und zu einen Stoß unerledigter Sachen zu sich auf den Tisch und arbeitet sie rasch durch, damit es der Bürovorsteher nicht merkt. Doch auch der ist schon auf das seltsam geistesabwesende Benehmen seines Untergebenen aufmerksam geworden und mustert ihn erlaunt mit hochgezogenen Augenbrauen. Eines Tages betritt der Befürchtete, bei dessen Erscheinen alle Köpfe sich erheben über die Kontorbücher besagen, den Raum und beugt sich eilend dem Schreibtisch, einen Brief in der Hand schwenkend, zu Müllers Tisch: „Können Sie mir sagen“, dröhnt es dem grollend entzogen, „was das bedeuten soll? Die Firma Knurr und Redlich legt mir hier mit einem Bescheidschreiben die Kopie Ihres Briefes vor, in dem Sie zwar dankend den Eingang eines Auftrages über dreißig Ballen Verdener Eant besätigen, jedoch beifügig bemerken, unsere Firma würde sich noch glücklicher schätzen, falls die geschätzten Auftraggeber sich bemühen wollten, Bild Nr. 318, Cecie XII der Sammlung „Deutsche Heldensage, Triumphezigaretten, aufzutreiben! Ja Mann, sagen Sie mal...“ Müller starrt

den zornroten, der Sprache beraubten Vorgesetzten erwartungsvoll an und fragt dann leise, mit vor Spannung bebender Stimme: „Und, Herr Direktor, haben Sie das Bändchen gefunden? Ich suchte es seit drei Wochen und kann es nicht aufreiben!“ Eifriges Schweigen legt sich auf den Raum. Der Direktor fasst sich in den Keagen, als sei der plötzlich zu eng geworden, wipft noch einen letzten, wilden Blick auf seinen Untergebenen, dann stürzt er hinaus; die Tür schmettert hinter ihn ins Schloß. Ein schrilles Klingeln, welches das Ende der Bürozeit ankündigt, setzt gleichsam den Schlußstrich unter die Tragödie, die sich hier abgespielt hat.

Die Kollegen sammeln sich verständnislos, doch teilnahmsvoll um Müllers Tisch. Aber der springt mit einem Satz hoch und stößt sie zur Seite: „Jetzt geh ich aus! Hans, das hier war meine letzte Hoffnung!“ Und nach dieser dunklen Äußerung hat er auch schon in großen Eilen den Raum verlassen. Am Halen trauert ein einsamer Hut um seinen Herrn. — —

Mit fliegenden Haarschöpfen, wild in die Eiten hängenden Haaren, so stürzt Müller in den nächsten Zigarettenladen, reißt mit zitternden Fingern einen Geldschein aus der Brieftasche: „Geben Sie her, alles was Sie haben an Triumpf! Schnell, Mensch, schneller!“

Der Verkäufer blickt erstaunt hinter den seltsamen Kunden drein, der mit vollgepackten Taschen von damen ist. Im nächsten Hausflur reißt Müller Schachtel für Schachtel auf. „Umsonst!“, so stöhnt der gequälte Mann, „wieder nichts!“ Und nun führt ihn sein verhängnisvoller Lauf von Laden zu Laden, und eine Hoffnung nach der anderen schiebt er dahinschwinden. Es dunkelt in den Straßen, die Bogenlampen strahlen auf und die letzten Otter legen sich vor Ladenüren: Geschäftsschluß. Müller ist vernichtet. Da blüht ein Gedanke in ihm auf: Vielleicht gehen die Kneipenwirts, wem er sie ansieht, auch nach Geschäftsschluß Zigaretten ab. Längst ist er im äußersten Noorden von Berlin angelangt. Sein Weg ist gezeichnet von Zigarettenhändlern, die seine Taschen nicht mehr fassen können und die man eine Bunte der stauenden Passanten und Straßenjungen werden.

Mit letzter Kraft, die Augen quellen ihm aus den Höhlen, der Durst hat den Gaumen ausgedörrt, schleppt er sich in die nächste Kneipentür: „Triumph, Bild Nr. 318, Serie XIII! Sie Unmenschen, Sie müssen es

haben, geben Sie rasch, hier meine Uhr, meinen Ring...“

An einer Laterne liegt stöhnend ein menschliches Wesen: „Triumph, Bild 318, Serie XIII!“

Müde strahlt das Licht durch die Milchglasfenster der verärrerten Fenster. Darunter sitzt ein glücklicher Mensch und spielt derselben mit vielen bunten Bildchen, die er vor sich in kleinen Häufchen über den ganzen Tisch verteilt hat. Der Arzt nickt ihm aufmunternd zu: „Eben Sie, Müller, nun haben Sie Ihre Serie vollständig. Und wenn Sie weiter so erdentlich sind, dann bekommen Sie zu Ihrem Geburtstag auch die Alben, damit Sie alle schön einleben können.“

Der Altspezialarzt, der mit der Betreuung dieses Falles beauftragt ist, darf zufrieden mit seinem Patienten sein. Seit die Zigarettenfabrik lebenswundersweise auf Anfrage der Landesirrenanstalt das verhängnisvolle Bild geschickt hat, ist der Lobende fröhlich geworden. Statt der Isolierzelle bewohnt er jetzt einen freundlichen Raum und spielt glücklich und zufrieden mit seinen Bildchen.

„Ein furchtbares Schicksal!“, sagt der Arzt

draußen zu seinen Kollegen, „der Mann hat Frau und Kind zu Hause, was soll aus denen werden? Und das alles wegen eines Zigarettenbildchens. Ehen Sie, man kann ja verstehen, daß eine jammert. Ich selber habe mich jetzt, um den Fall besser studieren zu können, etwas näher damit beschäftigt. Ganz nette Beschäftigung in der Freizeit, das muß ich sagen. Ja, ja, diese Flottenserie, soll ich Sie Ihnen mal zeigen? Höchst interessant. Nun, Sie könnten mir ein Gefallen tun: Helfen Sie mir doch, mir fehlt da ein Bild in der Serie...“

Schneider-Creuzot

Von Hans Riebou

Blanchy, der neue Schießplatz der Schneider-Creuzot-Werke, hat einen großen Tag gehabt. Eine ganze Serie von Riesen-Schnellfeuergeschützen ist eingeschossen worden. Die Herren vom Generalstab sind dabei gewesen und — natürlich — auch die Schneider-Creuzot-Direktoren.

Aber Blanchy ist nicht nur ein Schießplatz, sondern auch ein Dorf. Ein Dorf, das, wie alle Dörfer, vom Ackerbau lebt; ein Dorf, in dem es Bauern gibt, die sich um ihre Vieh und um ihre Gemüsezucht kümmern, und denn die Schießerei da draußen auf dem Platz nicht nur zum Haufe heraushängt, sondern die auch ihre besonderen Ansichten über den diesen Betrieb haben müssen.

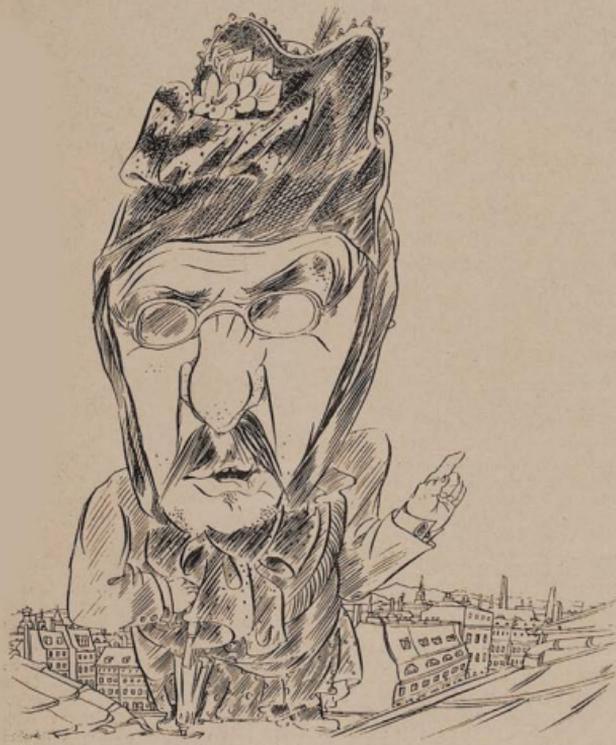
Nun, als genug Schnellfeuergeschütze ausprobiert sind, gehen die Herren vom Generalstab und die Herren von Schneider-Creuzot noch einmal durchs Dorf. Auf dem Marktplatz — der Maire ist schon da und erwartet sie — steht ein Kriegerdörmchen und daneben eine seltsame Figur, ganz aus Marmor, mit goldenen Beinen und edelsteinblühenden Augen.

„Was ist denn das?“ fragt Monsieur L., Generaldirektor der Kreuzot-Werke.

„Das ist eine marmorne Heuschrecke“, erklärt der Maire. „Vor nunmehr achtzig Jahren hatten wir eine Heuschreckenplage, die unsere Häuser zerstörte, unsere Gärten und alles, was nicht aus Stein und Eisen war. Wir haben dann den Rat eines Wander-Preislers befolgt, eine marmorne Heuschrecke herstellen lassen, sie den heiligen Benadus geweiht, und von dem Augenblick an hat es nicht eine einzige lebendige Heuschrecke mehr in Blanchy gegeben.“

„Ah“, murmelte der Direktor, „so ein Unfinn! Aber sagen Sie, glaube denn die Bevölkerung des Dorfes noch heute an derartige Wunder?“

„Aber nein“, lächelte der Maire, „die Bevölkerung ist aufgeklärt. Wäre sie es nicht, stünde — seien Sie versichert! — längst ein marmornes Standbild von Monsieur Schneider-Creuzot auf dem Marktplatz.“



Das Gerücht

L. Beck-Gauling



Der Tod des Mitglieds

Anton Leidl

SAPHIR

Im Literatencafé des Hoftheaters Wien rühmte sich in einer Gesellschaft, in der sich auch Saphir befand, ein kleiner Schriftsteller, am gleichen Tage geboren zu sein, an dem Goethe gestorben war. Saphir blickte auf und meinte trocken: „Beide Ereignisse gereichen der deutschen Literatur zu großem Nachteil!“

Eines Tages begegnete er dem bekannten Schauspieler E., der schon 63 Jahre alt war und sich mit einem 20jährigen Mädchen verlobt hatte. Dieser teilte ihm seine bevorstehende Vermählung mit und meinte sodann zweifelnd: „Kinder, lieber Saphir, werde ich wohl keine zu erwarten haben!“ — „Nein, aber zu befürchten!“ erwiderte Saphir grob.

Einmal war er zu einer Gesellschaft geladen, bei der es sehr wenig zu essen gab. Als der Wirt aufstand und den Gästen zurief: „Ich wünsche, wohl gepreßt zu haben!“ erwiderte Saphir mit sehr deutlicher Betonung: „Ich wünschte wohl, gepreßt zu haben!“

Eine nicht mehr junge Dame enttäuschte sich in einer Gesellschaft über den kostbaren Tafelisch, den man über ihren Lebenswandel verbreite. — „Meinetwegen möge man über mich reden, was man will“, meinte sie zum Schluss, „ich hülle mich all diesen Klatsch gegenüber in den Mantel meiner Tugend!“ — Saphir, der sich mit unter den Zuhörern befand, sah die Dame durchdringend an und meinte dann: „Ich für meinen Teil würde Ihnen raten, sich doch wärmer zu kleiden, sie könnten sich sonst allzu leicht erkälten!“

Ohse:



Der Kanariengoldfisch

Eine schottische Züchtung:
Zwei Leistungen bei einfacher Futtermenge

Der Mächtige, der menschlich wurde



Bevor man zu ihm ins Zimmer trat, blieb man unweigerlich einen Augenblick stehen, straffte sich, griff nach der Strawatte und prüfte noch einmal den Anzug vom Hängen bis zu den Schuhen / Er war in seinem Kreis ein mächtiger Mann. Aber alle seine Macht konnte die wertwürdige Echeu nicht erklären, die jeder, der für oder mit ihm zu tun hatte, vor ihm empfand. Er war gerecht und forrest, hatte niemand, auch in seiner schlechtesten Stunde nicht, daran gedacht, seine Macht irgendwie zu mißbrauchen oder sie unnützig fühlen zu lassen. Woher also die Echeu vor ihm?



Unter seinem Rücken wiperte man, er sei kein Mensch mehr. Ein Arbeiter sei er, eine Maschine und ein bedauernderer Mensch seiner eigenen Macht. — Er gab viele Menschen, die ihn anbeteten, viele, die ihn fürchteten, aber es gab keinen, der ihn liebte.

Vielleicht war er deswegen so unnahbar geworden? Jedem, falls glücklich, innerlich glücklich war er nicht / Eines Tages nun bekam er von jemandem, mit dem er gar nicht verwandt war, und der gewiß nichts von ihm haben wollte, ein Geschenk. Der Betreffende schrieb, es sei nur das kleine Zeichen seiner Dankbarkeit, eine Aufmerksamkeit nur, aber er hoffe, daß es ihm wenigstens halbsoviel Freude bereite, wie er gedacht habe, als er es suchte und endlich fand / Dieser Brief bedeutete für den Mächtigen viel! Sollte es wirklich soviel Freude machen, zu schenken? Er ertappte sich püchlich dabei, wie er überlegte, was er wohl jenen, mit denen er täglich zusammenkam, schenken könnte, und er mußte feststellen, daß ihm alle diese Menschen innerlich ferngeblieben waren, daß er doch nicht einmal wußte, worüber sie sich freuen würden / Da fing er an, alle Menschen seiner Umgebung als Menschen zu beobachten, und er freute sich wie ein Kind, wenn er unaussäglich einen ihrer Wünsche entdecken konnte / Die Abentouren wurden für ihn ein einziges Fest. Das Wählen der Geschenke, das richtige Zuteilen und Verpacken bereitete ihm eine Freude, die er bisher nicht gekannt hatte, und noch nie hatte er so vorsichtig wägend eingekauft / Er, der Mächtige, war menschlich geworden, er hatte entdeckt, daß es ein Glück und eine wahre, tiefe Freude für jeden Menschen gibt, das Glück und die Freude, andere glücklich machen zu können. Im Schenkenbüßen fand er für sich den großen Weihnachtsfesten.



F

Herr Drückeberger spart!

Josef Geis



Verdammt, schon wieder so ein fataler
Sammelstiftge



So tun, als obs einem nichts angehe —
ist das Beste



Verflucht ... diese ewige Bettelei ...
Au ...!



Was heißt Aussehen? Zehn Pfennige habe ich
wieder einmal gespart

Verlag, Leipzig.)
 Dem ersten Band seines Erinnerungs- und Bekenntniswerkes („Einst war ich ein Großfürst“) ließ Alexander einen zweiten, „Kronzeuge des Jahrhunderts“ folgen. Im Vorwort benennt der Großfürst das Buch ein „Verzeichnis wiedergebendener Werte“, und er beschließt es mit den Worten: „Ich will heimgenhen. Ich habe ein Heim, das erste seit siebenundzwanzig Jahren. Kein großartiges — gerade groß genug für mich und meine Zukunft.“ —
 Tragische Symbolik, denn wenige Wochen, nachdem der Großfürst diese Sätze niedergeschrieben hatte beendete er ein Leben, das auch während der Zeit seiner Fülle doch nur immer das Suchen des russischen Menschen war. Und diese russische Seele mit ihrer Neigung zu grüblerischer Selbstbetrachtung, mit der werten Spannung ihrer Empfindsamkeit, ihrer Stärke, Schicksal in Gleichmut zu tragen, sie ist auch die Seele des Fürsten, Reines, im Unglück noch geläutertes Menschentum klingt aus allen Gedanken, es bringt uns Persönlichkeiten näher, macht uns Ereignisse verständlicher, als es die übliche „objektive“ Berichterstattung vermocht hätte. Potentaten und führende Männer der Wirtschaft — sie erhalten durch die Betrachtungsweise des Verfassers klare Anschaulichkeit. A. Wisbeck.

AUS DEM BÜCHERMEER

010 Bernhard Wendler: *Himmelblauer Traum eines Mannes.* Roman. Illustriert von W. R. Heinisch. Societäts-Verlag Frankfurt a. M.

Den Jakob Schatte, 22 Jahre alt, Maurer, wohnhaft bei einer Briefträgerwitwe (mit hübscher Tochter Inge) läßt der Dichter Wendler ins Traumland entschweben. Die Wolke Arbeitslosigkeit zwischen sich und seinen Wünschen ist nicht mehr da. Der Himmel wird blau, man kann ihn durchsehen zu Wasser und durch die Lüfte, die Seele nimmt mit fiebriger Schelle Veränderungen vor, kehrt zurück, streift immer wieder leise die Misere der Wirklichkeit, die aber nur ein leichtes Wolken ist. In Jaks Traumflug geht es wie beim wirklichen: Leichte und Schwere lösen sich ab. Jakob Schatte kann alles schnell sein und abstreifen, er kann fast einen Mord begehen, auf einen schwarzbesegelten Piratenschiff fahren, mit der Greta Garbo Schiffbruch erleiden und eine Robinsonade erleben, er kann in Sibirien Pelzjäger werden und in Hollywood Filmstar. Hollywood! Hier etabliert sich Jaks eigentlicher himmelblauer Traum! Wie wäre er auch ein Kind seiner Zeit, wenn er nicht Filmpartner der Greta Garbo werden wollte? Und daß seine Seele wie ein Schmetterling zwischen den Blumen Inge und Greta hin- und herschwebt, ist bitterste Traumseife.

Eine lange Nacht war Jaks Phantasie unterwegs, bis am Morgen sein Mädel Inge Romay, Tochter der Witwe Romay, in der Tür erscheint. Der Dichter hat ein zartes, flimmerndes, glitzerndes Filmband aus seiner wolkenlichten, losgerissenen Wesenheit gemacht. Scherz, Satire, Ironie und tiefer, Bedeutungs haben eine Art Drehbuch entstehen lassen, das die moderne Kinomantik und den Reportageroman aus dem Unterbewußtsein sachte heraushebt und zeigt, wie Leib und Seele einander verhalten sind. Wendler macht das dichterisch-reizvoll; aber erreicht die Fülle der Erscheinungen trotz des wissendvoll Sprunghaftigen eine gewisse Realität. Man liest mit wissendem Lächeln diese Odyssee einer jungen Mäuserode, die so nur er erträumen kann, der zwischen Stempeln und Kino dahintreibt und dessen einziges Himmelblau die Liebe ist.

Das Buch liest sich leicht, obwohl es gar nicht so leicht gemeint ist. Es verzaubert. Der Traum entschwebt und die Arbeitslosigkeit ist für Viele leider noch eine Wirklichkeit, die sich zwischen dem Himmelblau und der grünen Erde wie eine Wand eingeschaltet hat.

Der Illustrator W. R. Heinisch hat mit leichten Federstrichen die Phantastereien des Dichters grazios erheitert. —
 André Foelckersam: *Drei Monde im silbernen Feld.* Roman. In Leinen RM. 4.80. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin.

Der gepflegte Gesellschaftsroman ist selten geworden; die brennenden Fragen der Nation haben in der Zeit des Umbruchs und geistigen Aufbruches dazu geführt, daß diese Kunstgattung vernachlässigt wurde. Das neue Buch von André Foelckersam führt uns in die Gefilde der Sorglosen; es ist eine vornehme Gesellschaft, die sich auf dem schlesischen Rittergut zur Feier des 39. Geburtstages der Schloßherrin versammelt hat. Unter ihnen der Australier Romboj mit dem zeitlosen Ropf einer Bronze-statue. Die immer noch schöne Schloßherrin Anna verlobt sich in ihn ungeachtet seiner warnenden Bemerkung, die Frauen verstehen nicht, was Arbeit für einen Mann bedeute. Anna vergißt ihre langbeinigen Kinder und ihren vornehm-kühlen Gatten Konstantin von Kleng, dessen Wappenschild zur einen Hälfte drei Monde im silbernen Feld bilden. Wird auf dem Wappen ein Flecken des Unglücks zurückbleiben? Es kommt, wie es kommen muß. Anna fährt zu Romboj nach Berlin und die beiden erleben einige Tage stillen Glückes. Dann muß der Geliebte nach Mexiko, um dort Ausgrabungen zu leiten. Das kurze Glück zerbricht. Zwischen den Scherben gesteht sich Anna das Ende ein, denn sie will nicht aufhören, auf alles eifersüchtig zu sein, was ihn von ihr ablenkt. Sie kehrt zurück zu den ihren, die sie ohne Vorwurf empfangen. Dies alles wird verhalten und unter Verwendung zarter Farben erzählt, gut erzählt. Ein exklusives Buch, in dem die Leidenschaft die goldene Kandare einer vornehmen Haltung angelegt ist und die daher nicht in der Lage ist, wirkliches Unheil anzurichten. Der schön ausgestattete Roman wird allen denen gefallen, die sich für das Leben unserer vornehmen Kreise interessieren. E.

Gesunde Zähne: Chlorodont

Redaktionelle Notiz:

Unsere nächste Sondernummer „Münchner Künstler-Genossenschaft“ erscheint am 1. Dezember 1934.

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI

bringt für

45

Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE

VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücher!

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERH. ISERT zu bestellen.

Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Katschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft bald empfohlen werden muß.
 (Der Bildwart, Nr. 4, 1934)

Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine pennerwertes Schwierigkeiten bereitet.
 (Sudetendeutsche Tageszeitung)

Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten.
 (Der Photograph, Nr. 46, 1934)

GERHARD ISERT

GERHARD ISERT

RICHTIGES ENTWICKELN

- ANLEITUNG FÜR DEN RICHTIGEN ANSCHAUUNGSPROZESS
- 30 REZEPT-ENTWICKELUNGEN
- 30 NEU HERGESTELLTE ENTWICKELUNGS-REZEPT
- 30 NEU HERGESTELLTE ENTWICKELUNGS-REZEPT
- 30 NEU HERGESTELLTE ENTWICKELUNGS-REZEPT

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 H.O.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 H.O.

Die kleine Fotobücherei hat Großformat!

Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Die Vielbegehrte

Erich Wilke



Steuerfreie Witwe geht spazieren.